

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

253 (31.10.1931) Die Mußestunde

Alle an dieser Stelle besprochenen und angeführten Bücher und Zeitschriften können von unserer Verlagsbuchhandlung bezogen werden.

Gesellschaftliche Grenzen der Erkenntnis. In der Geschichte des Denkens der Menschen finden sich mehrfach Versuche, in die verwirklichten Zusammenhänge der menschlichen Bewusstseinsvorgänge einzudringen, also Versuche zur Gewinnung einer barockartigen umfassenden Betrachtungsweise. Als Erkenntnis und ihre geistige Sammlung in der Wissenschaft sind wieder aus sich selbst zu bezeichnen, noch aus der sogenannten allgemeinen Entwicklung des menschlichen Geistes, sondern sie wurzeln in den materiellen Lebensbedingungen der erkennenden Menschen. Die Anfänge der Wissenschaft sind demnach in der Urgesellschaft zu suchen. Prof. Dr. J. Schökel zeigt am Beispiel der Entstehung und Ausbreitung der Naturwissenschaft die astronomische Voraussetzung der wissenschaftlichen Produktion und damit die gesellschaftlichen Grenzen der Erkenntnis. Von dem friböhen Inhalt des Festes 12 der „Urania“, Kulturpolitische Monatshefte über Natur und Gesellschaft, erregt besonders Interesse eine reich bebilderte Darstellung der Lebensbedingungen in der nördlichen Sahara von Alfred Lorenz, der kürzlich an einer deutschen Expedition in diese lebensfeindlichen Gebiete teilgenommen hat. Vom inneren Gehalt spricht E. W. Gerhardt, wenn sie Forschungen und Ergebnisse des neuen Sinnesforschungsinstituts von Prof. Vogt darstellt. Auf einer fabelhaften Wanderung durch Benedig geht uns Wilm von der schroffen Gegenstände dieser seltsamen Stadt. Die Frage „Kinder oder keine? beantwortet Mathilde Rubin-Hoffmann in Rücksicht auf die in selbständiger Tätigkeit stehende Frau der Gegenwart. — Auch dieses Heft erfreut wieder durch seinen reichhaltigen, in vorbildlicher Weise illustrierten Inhalt. Da der Abonnementspreis mit 100 Mark bis 2. — Mark im Vierteljahr für 3 Monatshefte und eine wertvolle, reich illustrierte Buchbeilage beträgt, empfiehlt sich ein laufendes Abonnement sehr, zumal weiter die „Urania“ im gewissen Sinne auch die einzige Zeitschrift ist, die über die Fortschritte der wissenschaftlichen Forschung ständig Bericht erstattet. Im vorliegenden Heft wird gleichzeitig Anlaß des beginnenden 8. Jahrgangs am 1. Oktober ein Werbeanzeigeheft mit wertvollen Gedächtnisreden enthalten, dem wir beste Beteiligung wünschen. Interessierten folgen jetzt ohne Furchen ihre Bestellung eintrüben. Nähere Informationen sowie Probehefte und Prospekte sendet der Urania-Verlag in Jena gern kostenlos zu.

Technik für alle. Maschinengarten lautet die neueste Forderung des Maschinenbauers, der unentwegt seiner braunen aromatisch duftenden Freundin treu geblieben ist, ohne sich zur Mode der Sargnägel oder Heilen betreten zu lassen. In einem ausführlichen und bebilderten Aufsatz „Maschinengarten“ schildert uns das Augustheft der Monatshefte für Technik und Industrie „Technik für alle“, Verlag Dietz & Co., Stuttgart; (Preis im Vierteljahr: 3 reich illustrierte Hefte, dazu eine Buchbeilage 2,25 Mark gebunden bzw. 2,90 Mark gebunden, einzelne Hefte je 75 Pfg.) wie vielerlei Sorten und Formen der Gärten entstehen, und erklärt uns, warum die Maschinengarten heute besser und billiger ist, als die handgearbeitete. — Grammoophonplatten aus Hartpapier das ist gleichfalls eine vielversprechende Neuerung, die alle Interessierten wird. Zwei weitere Aufsätze behandeln eingehend ebenfalls Gegenstände, die am neuen Vortragsstoff „Deutschland“ zum ersten Male im Stoffbau angewandten Methoden und ihre Probleme und die technischen Grundfragen des Projektor-Verfahrens von Krausenberg. Am Aufschluß die empfindlichsten Manometer“ führt uns Dr. Batter in die Geheimnisse der Hochdrucktechnik ein. Die deutsche Gezeitenrechnungsmaschine wird uns gezeigt, die in einem Tage alle 1400 Gezeiten eines Jahres für jeden Ort berechnet, eine Arbeit, für die ein gebildeter Mann von Jahr braucht. Von einem neuartigen Hochdruckmotor erfahren wir, der schon nach 30 Meter aufsteigt und nie versagt. Weiter durchwandern wir die Kraft- und Hilfsanlagen des Kabelwerks „Oberpree“, sehen den neuesten Flugzeugmotor zu Lande u. a. m. Als neue Aufgabe, für deren beste Lösung eine Geldprämie und zwei Buchpreise ausgesetzt sind, ist der Entwurf einer Radialflügelmaschine. Außerdem bringt eine Seite mehrere Bilder, deren Gegenstand eräuteln werden muß, wobei gleichfalls ein Bildpreis winkt. — Otto Alenthal zum Gedächtnis“ heißt ein Aufsatz, der an den Tod dieses Vorkämpfers der Flugtechnik vor 35 Jahren erinnert. Eine Umschau mit den wichtigsten Beobachtungen und historischen Daten der Technik für diesen Monat beschließt das vielseitige mit vielen guten Bildern ausgestattete Heft.

Republikanische Erziehung. Herausgegeben von Professor Ludwig Hüter. Heft 4. Studentrat Dr. Schwabe. Wie entstand die deutsche Republik? Stoffe und Maßstäbe für den Unterricht. 1. Teil. Wilhelm II. und sein Regierungssystem. Mit einer Einführung von Dr. Walter Schulz. Ordentlich Professor an der Universität Kiel und Richter am Obergerichtshof im Haag. Verlag von Julius Nebe in Langensalza, Berlin-Weißensee. — Die Schrift ist der 1. Teil eines eigenartigen Werkes, die Entstehung der deutschen Republik quellenmäßig zu erklären. Zum erstenmal werden die große Massenpublikation, das umfangreiche Werk des Unterwühlungsanwaltes des deutschen Reichstages, die amtlichen Urkunden zur Vorgeschichte des Kaiserthums, die große Meutereiliteratur der jüngsten Vergangenheit u. a. m. für den Unterricht aufgearbeitet. — Der Verfasser strebt nach Objektivität. Das Schicksal der Hohenzollernmonarchie vollzieht sich in Wechselwirkung zwischen Herrscher und Volk. Der Verfasser läßt die eigenartige Persönlichkeit Wilhelms II. sich abheben von dem Hintergrund einer Zeit, die tief den völkermörderischen Geist in die Masse des Volkes, der Beamten, des Militärs und der höchsten einbringen ließ. So wie die Menschen wollten, konnten sie nicht die Kraft besitzen, aus klarer Einsicht und starkem Willensimpuls den deutschen Staat nach den Erfordernissen einer neuen Zeit umzugestalten. Alle Reformversuche verlieren aber nicht ihren Wert für den praktischen Unterricht. Auch die offiziellen Vorschriften und die Staatsrechtspläne Wilhelms II. finden eine wertvolle Aufhellung. Erklärend wirken auf uns die düsteren Vorkämpfer der modernen Republik. Karl Schurz, der Zeitschmerz, die Kaiserin Friedrich, Fürst Bismarck und Graf Waldersee leben das Unheil kommen; aber keiner, selbst nicht der 1. Kanzler des Reiches, hätte sich imstande, das Unheil abzuwenden. „Wir geben einer unglücklichen Katastrophe entgegen“, sind Bismarcks letzte Worte gewesen. — Der vorliegende Heft ist dem deutschen Lehrer die Möglichkeit gegeben, sich von innen heraus den Schülern die Gründe klarzulegen, die das Kaiserthum ins Leben riefen und damit die Monarchie zum Sturz brachten. Der auch in der Zeitschrift „Staatsbürger“, der die besten Lehrer für den Unterricht des Deutschen Kaiserthums kennen lernen wollen, ist an der Spitze gestellt. Sie liegt sich spannend von der ersten bis zur letzten Seite.

Käselecke

Buchstaben-Käselecke

Den Wörtern: Hans, Schwabe, Otto, Sam, Gas, Karl, Bonn, Reg, Bafe, Strich, Eger ist je ein Buchstabe an- oder einzufügen, um neue Wörter hervorzubringen. Sind es die richtigen Wörter, so ergehen die hinzu genommenen Buchstaben, aneinander gereiht, ein neues Wort, das einen besonderen Tag im Jahre bezeichnet.

Berwandlungs-Käselecke

an, der, Nacht, Raum, Gestalt, Ente, ich, Fisch, er, Ei. Verbinde diese zehn Wörter zu einer einzigen Buchstabenkette und teile sie dann in drei neugebildete Wörter.

Käselecken-Auflösungen

Käselecken-Auflösungen: Ob die ganze Welt dich kennt, Oder bloß dein Nachbar nennt, Ob du arm bist oder reich, Ob du rot bist oder bleich, Jeder Mensch auf Erden, Muß zu Staube werden.

Käselecke: braut — Braut.

Witz und Humor

Schottische Geschichten

Das Kleinauto

Der Schotte geht in ein Autogeschäft. „Ich möchte ein Kleinauto kaufen.“ Der Autohändler zeigt ihm einen hübschen Kleinwagen. Das Kleinauto gefällt dem Schotten, aber er erkundigt sich vorsichtshalber: „Braucht das Auto nicht viel Benzin?“ „Ach wo“, lobt der Autohändler seinen Wagen, „das ist eben der Witz, daß dieser neueste Top nicht viel Stoff verzehrt, nur einen Kaffel Benzin!“ „Kaffel oder Kaffeekaffel?“ fragt der Schotte.

Die Anöpfe

Es ist bestimmt übertrieben, wenn erzählt wird, daß aus der Brieftasche jedes Schotten, wenn er sie öffnet, nur eine Moite herausfällt, oder daß jeder Mann aus Aberdeen, der ans Schwarze Meer kommt, sich dort kostenlos seinen Füllfederhalter kauft. Wahrscheinlich wäre schon dies, daß einer seinen uralten verfallenen Mantel verkaufen wollte und, als der Händler nur drei Schilling dafür bot, entrüstet sagte: „Aber die Anöpfe sind doch noch wie neu.“

Beim Raft

McWherson hatte erfahren, daß Professor O'Brien für den ersten Besuch ein Pfund, für die folgenden aber nur 10 Schilling berechnete. Also ging McWherson fortwährend in die Geschäfte des Professors, den er nie in seinem Leben gesehen hatte, und reichte ihm vertraulich die Hand: „Ja, Professor! Da bin ich wieder.“

Aber der Professor war nicht umsonst auch ein Schotte. Und erwiderte mit gewinnendem Lächeln: „Na, Sie leben ja unverändert gut aus. Da sehen Sie nur wenig die Kur fort nach den Anweisungen, die ich Ihnen voriges Mal gab.“

Das Meer

John Ruff war im Kino. Mit einer Freitarte, die zu verkaufen ihm trotz aller Mühe nicht gelungen war. Der Film zeigt wundervolle Meeresbilder, Rabende, die sich wolkig in der kalten Luft reiten. In John Ruffs ernacht wilde Sehnsucht nach dem Meer. Aber das Meer ist von Aberdeen weit entfernt. Er blickt wehmütig auf das kleine Küchlein. Plötzlich leuchtet in seinen Augen ein herrlicher Entschluß auf. Einmal muß ich Salzwasser auf der Haut fühlen, fürcht er entschlossen. Zum Teufel mit dem verfluchten Geiß! Und dann wirft er eine Handvoll Kochsalz in den Tümpel.

Bluttransfusion

Der Schotte, der sich beim Rasieren geschnitten hat, telephoniert: „Hallo! Ist dort das Krankenhaus? Wieviel gabten Sie für Bluttransfusionen?“

Rechtsanwalt. Ein junger Rechtsanwalt kommt voller Freude zu seinem Vater und erzählt ihm, daß der schon über fünfzig Jahre schwebende Prozeß Z. K. Kontra N. N. auf Grund seiner rechtlichen Bemühungen nunmehr durch einen Vergleich beendet worden sei. Schüttelt der Vater, der ebenfalls Rechtsanwalt gewesen ist, mühselig sein Haupt und sagt:

Mit diesem Prozeß habe ich meine Praxis begonnen. Deine Mutter habe ich mit Hilfe dieses Prozesses betrauten können, später habe ich dich davon studieren lassen. Jetzt habe ich dir den Prozeß als Heiratsgut mitgegeben. Und du selbsterfinderlicher Mensch verkleidest innerhalb weniger Monate ein Gut, von dem noch deine Kinder hätten leben können.“ (Aus der letzten erschienenen Nummer 35 der „Luftigen Blätter“ (Verlag Dr. Sells-Gesler H. G., Berlin SW 68), die zum Preise von 50 Pfennig überall zu haben ist.)

Verantwortlicher Schriftleiter: Redakteur S. Winter. Karlsruhe.

Die Klaußestunde Zur Unterhaltung und Belehrung

44. Woche 51. Jahrgang Unterhaltungsbeilage des Volksfreund Karlsruhe, 31. Oktober 1931

Schmerz

O, ihr Füsse, die ihr wiederpiegelt Den toten Blick meiner Augen, Bedeckt eure Wälder, Ihr tut mir so weh! Verleihere deine Luft, o Sonne, Ich kann mich nicht hinreißen Lassen mehr von deiner Glut!

Deer ist es in mir, ewige Nacht, Dem Tode wohl gleich, nur schimmernd Nach, weil ich immer noch fühle, Wie mein Herz Schütterl vor Schmerz, Vor ohnmächtiger, entsetzlicher Not.

O Tag, seig, mir nicht schon wieder den fordernden Blick! Später zahl' ich getreulich alles zurück! Was ich dir schulde, Gebiete der Tat, Das' leht nur Erbarmen, ich bin ja so matt, Ich kann nicht mehr, fleh' weh, du Licht, Ich ertrag' dich nicht!

Nur du Nacht tuft mir wohl, Breitest den Sternemantel über mich, Bist so still, fragst nicht, verlangst keinen Aufschluß, Denn du weißt ja alles, dir vertraut ich ja, In den langen, langen Stunden, Stummfen Sinnen hingegeben.

Du läßt der Tränen niegefüllten Lauf, Sahst die maßgemeinten Kissen, Mehr — brauchst du nicht zu wissen, Göttliche Nacht, o Mutter du, Hörst still allem zu, Rechst deine Kreise, deine heiligen Kreise, Bist kind und leise, So still und gut, Wie wohl das tut!

H. D.

Heimwärts zu meinem Vater

Von Walter G. Dikilewiti

Ich will keine Geschichte erzählen, doch was ist das Wort, zu einer kurzen Rede gedehnt, anderes, als die Hinwekung auf das Ewige?

Wir wollen uns erinnern. Du weißt, daß es einst Frühling war mit Mondtraut und blauem Enzian und wir unter dem jungfräulichen Himmel vergaßen, daß es auch für uns einst eine Heimat gab. Jetzt dampft das Korn und die Reben brodeln, als läge Feuer über dem süßen Laub. Die Welt zerriß uns in den langen Wanderjahren, wir ahnten wie die Hollunderbüsche vor den Städten oder zerfrosen nachts in einem einamen Stern. So lebten wir hin, und nur in den Todesnächten schwamm eine süße und zugleich bittere Erinnerung in das Blut. Wir ist oft so, als müßten wir den inneren Menschen aus uns herausstellen und wie ein Fremder zu ihm fragen: Wo ist das Haus unserer ewigen Rubelofelkeit? Wo ist die Wohnstatt der Herzen und Winde? Die Frage ist wie ein sommerliches Horn; wir sind die Wälder, und durch die selbe Kornnacht knallt der Ruf nach dem heimatischen Segen. Das Gefühl, daß im Norden ein Reich für uns bereitet wird, für das Blut und den herben Wein der Heimat, führt nur auf den Weg, der ein bekannter ist. Wir riechen wieder den Rauch des Landes, der uns gebar, ein heiterer, Glanz erfüllter Himmel überfüllt uns, und der Duft aus den Feldern erinnert uns an den abendlichen Ruf der Mutter. Es ist ja unser eigenes Fleisch, das die Stadt dampfen läßt; es ist ja Erde von unserer Erde, die in dem Schrei der Heimatlichen liegt. Wie tollten wir da nicht an unsere Väter denken und uns das Herz öffnen für einen warmen Wind?

Wenn wir allein sind, brauchen wir immer einen Tag, der uns froh macht, oder einen Baum, der unseren Leib umfaßt, oder irgend etwas anderes. Ich leugne nicht, daß der Wunsch, an meinen Vater zu denken, ein Wunsch war, das mich etwas, nicht unüberwindlicher als ein Mensch zu sein. Ich will darum heute einige Anzeichen machen, die das Leben eines Mannes zeigen, das aus Not und Schmerz geboren ist. Aber es wird nicht einmal das Leben, sondern nur ein Stein, eine Wurzel, ein Moosgeruch aus diesem Blutherg sein. Doch das Gesicht der tausend Männer... Soll ich verschweigen, daß es auch das Gebot meines Vaters ist?

Als ich vor einigen Wochen aus dem kleinen böhmischen Gebirgsdorf kam, begegnete ich einem alten Holzschläger. Der Mittag war heiß und die Sonne und ich froh müde und hungrig die vom Gewitter zerfetzte Straße hinan, Bundwaro au. Dieser alte Mann war seit Tagen wieder das erste menschliche Wesen, das ich in diesen tiefen und dunklen Wäldern sah, und das Herz war bereit, ihn wie einen nahen Verwandten zu begrüßen. Diese Heimlichkeit des Gefühls wird nur der verstehen können, der selbst einmal ein Jüngling ohne Heimat war, und den monatelang auf der Landstraße und in den Bergen nur Regen, Waldrausch und der Teufel in den Händen hielten. Ich los mich in die Gestalt hinein, als gäbe es keine Grenze mehr zwischen jung und alt. Seine Augen schienen wie Bernstein zu glänzen; als ich aber tiefer hineinschaute, dunkelte es unter der hohen Stirn wie im Garten von Getösemann, und es war ein großes Kreuz darin. Meine Lippen ättern, und es sprang ein Name darüber: Vater! Sollte ich rufen? Sollte ich mich glauben machen, daß dieser Holzschauer auf der böhmischen Straße mein Vater war? Es war genau, daß mich diese magische Begegnung in die Heimat warf und ich wieder mußte, daß in den Steinfeldern des Nordens ein Haus steht, welches mich einst der Welt gab, aus feuriger Krume, als ein Mensch, der ich nun bin.

So erinnere ich mich der Nacht, als unsere Mutter starb. Es war der 8. Juli. Ich las von meinem Bette die grobe schwarze Zahl im Mondlicht dunkeln, und es hätte noch 175 Tage bedurft, um wieder ein dürres Jahr beschließen zu können. Aber es gehört zu einer schönen oder vielleicht traurigen Freiheit des Menschen, in den Tod zu springen, wenn man will. Meine Mutter wollte das Ende, und als der Nachtwind durch das offene Fenster zu uns heraufblies, und das Blatt des Kalenders auf den nächsten Tag warf, war sie tot. Ich, der damals noch ein Knabe war, empfand diese Möglichkeit, sterben zu wollen, als etwas Zauberisches. Und ich kann auch heute noch nicht leugnen, daß das Spiel mit dem Tod ein Spiel mit bunten Glaskugeln ist, und sehr viel Freude macht.

Heute, ja erst heute, wird mir bewußt, daß der Zusammenbruch dieses starken, durch Arbeit und Kampf zu Stahl gewordenen Mannes nicht allein der tödliche überkommene Schmerz über den Tod war, als vielmehr der Gedanke der nun folgenden Einlamtel seines Lebens, das nur durch das Einwerden mit der liebsten Kameradin Sinn und Schönheit erhielt. Diese Erschütterung war das Ende eines furchtbaren Wartens, ein Ende, das nun war. Ich höre noch die Worte, die ich als Kind einmal auffing, als in einer der vielen Arbeitsnächte die Nähmaschine durch meine Wildigkeit kurrte: „Ich kann dich nie sterben lassen, Weiß, so brauche ich den Saft deiner Stimme.“ Daß dies ein Mann sprechen mußte, der aus Stein gemauert schien, hat noch heute meine Andacht.

Aber er mußte sie doch sterben lassen. Drei Tage und drei Nächte lag er zusammengebrosen wie ein Sad. Drei Tage und drei Nächte lag er unter dem Mondlicht und unter dem Kristall der Sonne, daß schon die Tränen sein Gesicht zerfrassen und sein Leib gegenständig leuchtete wie ein Totenhaus. Bis ihr am vierten Tag der Hunger seiner Kinder zur Arbeit mahnte und die Leidträger kamen.

Es sind jetzt zehn Jahre vergangen, eine lange Zeit, die sich in den Schmerzen schon und ihn dauern machte. Der Bruch in seiner Stimme ist geblieben. Die Augen sind dunkel wie ein Feldgarten und die Stirn ist ein grauer Fabrikplatz.

Wenn die Dämmerung des Tages wie Rauch in den Sinnen liegt, wandert er hinaus auf den Friedhof. Man glaubt, das Volk

Sorrels ässe durch die Wüste, denn viele Schatten wandern mit. Staub liegt in seinem Gebet, und wenn die Sonne vergißt, daß es Tag war, kann man sehen, wie ein Mann sich über das Grab beugt und zusammengesunken liegt in den Trümmern seines Schmerzes, wie einst in der furchtbaren Nacht.

Wieder zerschneit das Jahr die Erinnerungen. Ich lag im Sambrauer Hafen zwischen Orangen und Reis und hielt das Herz wie eine Fahne; Wind sollte kommen und mich übers Meer tragen. Ich lag durch Deutschland, Böhmen, auch in Oesterreichs grünem Waldessel lebte ich, sprang nach Stafien, unruhig vorwärts, ein lebhaftiger Mensch — aber ich bin arm geblieben. Und das Segel emigen Wanderns steht in mir.

So werde ich dem alten Mann kein Haus aus Glas und Wunden bauen können, denn alle goldenen Dinge fahren an mir vorüber. Doch die Sternennächte in Oesterreich, das goldene Licht am Himmel, die Waldgewitter Böhmens und Benedigs Feuerstimmen geben mir ein Herz, darinnen er wohnen soll.

Wir alle hätten etwas Ehrfurcht nötig. Wenn die Väter alt werden, glauben wir gleich, die Welt werde sterben gehen. Sie lebt, ist jung, schmerzbehaftet, glühend, groß.

Seid nicht müde des ewigen Hinweises eines Sohnes, den der Dant und die Erinnerung offen macht, zu sagen, was er liebt. Ich wollte keine Geschichte erzählen, ich wollte nur einige Aufzeichnungen machen, die das Antlitz eines Mannes zeigen, der mein Vater ist und auch dein Vater sein könnte.

Wir verlorenen Söhne in den Staubgärten fremder Länder sind das Echo der väterlichen Stimmen, das sie oft nicht hören wollen.

Ein Abschied

Wir kamen von einem Fest. Es war einer jener Abende gewesen, an denen man nicht eigentlich freudig teilnimmt. Seit dem Tode meiner Frau gebe ich nur Ganne aufwie zu solchen Vergnügungen. Sie weiß es und lacht mich aus: ich wäre mit meinen vierundvierzig — Herkules (das sagt sie mit entscheidender Ironie) ein sehr passabler Greis. Oft überfällt sie mich, während ich am Schreibtisch sitze hinterwärts und reißt mir zwei, drei graue Haare aus. Ich fürchte, es wird mit der Zeit immer schmerzhafter, aber wir lagern beide.

Seute war es sehr spät, als wir heimgingen. Kein Mensch auf den Straßen. Die Nacht lag kahl über den Dächern. Neben mir ging Ganne, dann Herbert. Keiner von uns dreien sprach viel. Ein Mann schloß auf der anderen Seite mit viel Geräusch eine Haustür ab und tappte schräg über die Straße.

Eine Sommernacht, die müde macht als der Tag mit seiner todenden Luft. Und die manches doch wieder wach hält, vielleicht erst erweckt, was tagsüber die Stelle ersticht.

Dann fanden wir vor unserm Hause in der Vorstadt. Ganne mit Herbert weitergehen. Sie fragte mich wie immer; heiter, ohne Zwang der Heberlegung. Ich weiß: die beiden haben vorher nicht miteinander gesprochen. Woau auch!

Natürlich, Ganne, sage ich zu ihr und dem Jungen. Sie geben weiter. Ich bleibe stehen, und ganz sonderbar, ich sehe ihnen nach! Nicht zum ersten Male der Gedanke: meine Tochter und der Junge; und doch war meine Erlaubnis heute, in dieser Nacht, nicht so gesprochen wie sonst. Sie hatten es nicht gemerkt; das war gut so. Selbstam auch, daß mir das jetzt erst aufsteht. Als ich sah, wie sie eben über den Rückflack einer Vogelampel gingen. Vielleicht habe ich es auch eben so gelacht wie immer, sicher, ich sogar. Man fortisagiert mit dem Nachdenken erst Fehler ins Gedächtnis hinein.

Sehr langsam stieg ich nach meiner Wohnung hinauf. Die Fenster standen weit offen; dieselbe warme Luft wie draußen. Deshalb kann ich wohl weiter, ging nahe ans Fenster heran und schaute auf die Straße hinab wie in einen Schacht. Schritte unten. Kam Ganne zurück? Ich hielt den Atem an: — die Schritte verloren sich in einer Nebenstraße.

Ganne und der Junge; fast schon ein Gedanke geworden. Sie trafen sich unter diesem Haustore, über dem ich jetzt am Fenster stehe. als Kinder, und wuchsen weiter, über Spielplätze hinaus, zum Walde, zum See, in die Ferne. Sie blieben tagelang weg in den Ferien. Ich habe nie gefragt, was sie erleben. Ich las es aus ihren Briefen: sie waren frei, unbefümmert, junge Menschen. Und nun sehe ich vor dieser Sommernacht und sehe sie wieder: Ganne, meine Tochter (fast betrembel mich dieser Gedanke, so heiß ich ihn auch fühle) mit blindem Gemüht um den Nacken. Ich erinnere mich mit plötzlicher Deutlichkeit, wie sie als fünfzehnjähriges Mädchen frant lag — meine Frau war damals schon tot — und ängstlich beobachtete, was mir der Arzt von ihr erzählte: so etwas von vorübergehender Schwäche; das hing mit der Entzündungszeit des jungen Mädchens zusammen. — Der Arzt ging; ich blieb mit ihr allein. Wie ein gefangenenes Reh lag sie da. Zum ersten Male hatte sie Furcht vor dem Vater, dem Manne, der doch jetzt etwas sagen mußte. Freund etwas, nur nicht schweigen. Und ich beugte mich über ihren Kopf und spürte die Erlösung, als helbe Arme mich umschlangen. Die Mutter war gedrohen. Ich konnte sprechen, und sie blieb weiter mein Kind, mein großes Kind.

Zwischen dieser Zeit und heute flossen die Jahre schneller. Ich veragte, an Ganne und den Jungen zu denken. Ueberlief sie oft monatlang. Sie erlebten ihre Jugend wie ein Geschenk, das morgens auf taufrischer Wiese liegt: man staubt nur, es sei vom Himmel gefallen, und fragt nicht weiter. Der Junge wächst in

kleinen Gedanken; zu Jung noch um sie zu drehen. Er studiert Musik, spielt oft bei mir. So bebütam er Gannes Hände kreift, wenn sie ihm Notenblätter reicht, so wild ist seine Musik. Malisch, daß diese Musik es war, die mich ihn betrogen ließ. Den schwarzen Feuerkopf, die langen, etwas nervösen Finger, die leidenschaftlich in den Tasten wühlten; seine schlanke, eckige Gestalt, wenn er in einer Partitur tribelt und unwillig den Kopf schüttelt, der fest in knochige Schultern eingeseht ist.

Draußen dämmert es über den Höhen im Hintergrunde der Stadthulisse. Die schwarzen Wände werden von unsichtbaren Arbeitern lautlos weggeschoben. Ganne hat eben die Haustür aufgeschloßen; ich höre, wie sie leicht die Treppe heraufklettert. Als sie ins Zimmer tritt, sieht sie mich, bleibt zögernd stehen, frant mich mit seltsam erstickendem Ton: „Was hast du?“ Ich merkte, wie weit ich mich verloren hatte. „Nichts; ich bin nur müde von gestern Abend.“ Und ich verahwie ihn, daß ich sie fragen wollte, wie sie mit Herbert weiter leben will. Daß Herbert älter wird. (Ganz ungewohnte Gedankengänge.) Zuleich spürte ich, wie wenig ich von meinem Kinde weiß. Eine unendliche Traurigkeit griff nach mir, hielt mich fest — fast körperlich spürte ich es — und zwang mich, weiter zu denken: daß ich irgendwann mit einer Frage vor meinem Kinde stillstehen muß, sie nicht ausprechen darf, weil es mich nichts mehr angeht, weil die Antwort sich zwischen Vater und Tochter stellt. In einer nähen oder fernem Stunde würde der Junge in der wilden Musik seiner Hände das Verlangen nach Erfüllung tragen, und Ganne würde diese Musik verstehen und sie lieben. Das müßte dann das erste Mal sein, dem Vater schmeidend zu begegnen.

Soll ich, ihr Vater, warnen vor dem, was das Leben gebietet? Soll ich sie unwahr machen zu sich selber, nutzlos ein Kräftepiel beschwören, sie im Kreise jaagen, bis mühsam geballenes Blut rasend über die Dämme springt? Bis Körper und Seele im Kampfe brennen, anstatt sich zu erkennen, sich zu verstehen. Wir Menschen lieben am stärksten, wenn wir verlieren; das ist eine alte Weisheit. Was wir rechtzeitig aus den Händen geben, leise und vorsichtig entschleiten, das verlieren wir wohl nicht. Ich war Gannes Vater, ihr Beileiter, als ungewohnte Kinderfüße des Lebens erste Straße stapften mit all der süßen Unbekanntheit, die ich so liebte. Nun liegt das Leben sichtbar breit und schwer vor neuem Horizont. Ist es da nicht lächerlich, wenn zwei Lebende, ein älterer und eine jüngere, zusammengehen, und einer mößt sich an immer noch Führer zu bleiben, nennt sich Vater und ist vielleicht Kinder in dieser hellen Sonne des erdarmten Lebens als die Sonne!

Es ist spät geworden. Ich gebe in Gannes Zimmer. Sie schläft noch nicht, schreibt vor einer winzigen Lampe häßlich über weißes, hartes Papier. Das kratzende Geräusch der Feder verstimmt, als ich hinzutrete. „Warum schreibst du nicht bei mir draußen?“ Stille. „Das Licht ist besser“, lese ich noch hinzu. Ganne hebt auf: „Ich wollte nicht stören.“ Stille. Ganne, das ist wohl nicht wahr!“ Sie hört es als einen Normwurf. Dann, nach einer Weile, sagt sie unmerklich leise: „Ich schreibe an Herbert.“

... und hast Furcht, ich mößte ahnen, was du schreibst. Ich weiß es nicht, aber es ist wohl auch deine Sache.“

Es klang so nüchtern, so höflich und sollte doch verbinden. Sollte ausgehen, was sie vielleicht als mein Recht ansah, und was doch nicht mehr mein Recht war.

Als ich wieder am Fenster stehe, sind die nächtlichen Kullissen verschwunden. Der Wind spielt unten auf der Straße mit Papierfetzen, ein junger, frischer Wind, der sich eben erst über die Höhen schwingt.

Im fünften Erdteil

(Tagebuch einer Weltreise.)

Von Kurt Offenbura.

Australisches Weetend

Die Stadt ist ausgestorben. Nicht allein die Innenstadt, auch die Vororte. In den Straßen des Geschäftsviertels Debe, absolute Menschenleere seit Samstag nachmittags.

Das Wochenende ist hier eine andere Sache als bei uns. Nicht importiert, sondern natürlich geworden, mit einer Tradition, der angelächlichen. Wochenende vom Samstag nachmittags bis Montag früh, häufig Dienstag morgen. Man macht sich das Leben bequem; bequemer als in jedem anderen Land.

Wer nicht am Samstag fährt, am Sonntag früh sieht er bestimmt los. „Früh“ heißt hier um zehn oder elf Uhr. Er liebt die Gelassenheit, der Australier. Nur bei Pferderennen, dem Nationalport, gerät er in Aufregung, in eine gemäigte.

Dinten auf's Auto sind die Bildnis-Kofferchen geistvoll. Einer mit Tellern, Tassen, Eßbesteck, Tischuch und Servietten. Einer oder zwei andere mit den Futtermitteln. Auf einem der Trittbretter der Tisch, zusammenklappbar; häufig ein Zelt. So ausgerüstet, schwärzt der Familienvater mit Kind und Kegel in die (für den Europäer noch unfaßbare) Weite dieses Landes. Sechzig, hundert Meilen von der Stadt weg, das ist ein kleiner Ausflug. Bei uns ist es eine Kette, etwa die Strecke von Berlin nach Leipzig.

Zuerst sind streckenweise kleine Prozeffionen von Autos. Nicht etwa im Zentrum der Stadt; in irgendeinem der dreißig Vororte. Dreißig, vierzig Meilen weit sieben sie sich nach allen Richtungen, um die Gite. Aber schon an der „Banane“ verdröpfeln die Wagen, um sich erst wieder am Abend zusammenzufinden.

Dammelle: das ist nicht etwa in Berlin, Hamburg oder Düsseldorf, wo an den Kern der Stadt sich die Fabrikviertel mit den häßlichen Arbeiterhäusern anschließen; daran dann, als letzter Ring, Bütteln der Allerärmsten, Lagerstuppen, Abfallplätze und jämmerliche Schrebergärten. Hier ist der Uebergang von Stadt in Land unmerkbar: der letzte Wohnort, saubere und gepflegte Einfamilienhäuser, hört auf und das erste Farmhaus liegt ein wenig abseits an der Fahrstraße. Eine halbe, eine ganze, drei oder vier Meilen das nächste. Dann ein Dorf mit Polizeistation und Kirche, und wieder Leere, Weite.

Gegen Mittag waren wir an der Südküste. Nach einer Fahrt über wunderbare Asphaltstraßen. Durch Cuta Lyptus-wälder — Wälder, nicht wie in Europa, dürr, sonnenverbrannt, kleine Gebölge, im fruchtbarsten, wasserreichsten Teil Australiens.

Südküste des Pazifik. Wir haben weit über sie hin, von Bulli aus, einem der schönsten Punkte der Erde. (Der Erde! Ich laue es heute nicht so ohnehin.) Das Meer blau; weiß auf einem ungarbar hellen Strand schäumend. Bucht an Bucht mit Einfamilienhäusern und Gärten. Die Berge sich hintereinanderschiebend, blau in einer blauen Luft. Der Blick schweift über eine Landschaft, so groß in ihrer Entfaltung — nahezu unberührt — als lebten keine Menschen hier.

Ein winziges Restaurant. Ohne Alkoholabschank. Sein Hauptverdienst besteht im Verkauf von heißem Wasser. Eine kostbare Sache in diesem Land der Wasserarmut. Bevor wir es belamen, mußten wir ein wenig anstehen; so lange, bis das wertvolle Naß in dem großen, verstaubten Kessel richtig kochte. Ein alter Mann heizte das offene Feuer mit Eucalyptusweizen; es roch scharf und wunderbar würzig. Als das Wasser richtig kochte, tauchten wir zwei Liter. Sie kosteten einen Schilling. Andere kamen nach uns; lauchten sie nach Bedarf, ob großer oder geringer Teedurst. Die Blechkanne stellten wir ins Auto; zogen wieder los, auf der Suche nach einem Lagerplatz. Einem schattigen.

Abwärts der Hauptstraße gab es keinen Asphalt mehr. Die Wege waren rote Erde. Ziegeleien, australische Erde, stäubend gleich Pulver. Irigendwo im „Wald“ verlief sie sich; die Straße; hörte erwartend auf. Wir fuhren kreuz und quer. Endlich fanden wir einen schattigen Platz. Es war herrlich für — australische Bearfite Ein hoher, breitblättriger Eucalyptus hielt die Sonne ab — ein wenig. Das Gras war graubraun, dürr, spärlich. Den Fremden schien es das wunderbarste, laßiges Grün.

Wir hielten ein Bildnis, wie tauende australische Familien an diesem Sonntag und jedem anderen. Irigendwo, nahe der Südküste hockten sie: genau so primitiv in der Unterhaltung, lachhaft verknäht über „Wald“, Autos und Kochende wie andere oben in Queensland oder in Victoria und Südaustralien. Padden Geisitz und Pfeffeln auf; bingen das Tee-Ei in den Kessel mit dem inzwischen lau gewordenen Wasser.

Für deutsche Verhältnisse ist der Australier außergewöhnlich gut. Nicht nur so Soule. Auch in den Restaurants und Luid-Lund-Room (amerikanische Nachahmung, wo in wenigen Minuten etwas hinuntergewürgt wird). Das Department für Lebensmittelprüfung paßt bei Händlern und Wirten scharf auf, macht häufig Stillschreiben. Qualitäten sind die Rohstoffe ausgezeichnet. Nur geizig, da sind sie weniger erfreulich.

Die besten Gemüse, das schönste Obst und die herrlichsten Fische, sind billig — gemessen am Einkommen des australischen Arbeiters. Geflügel, Spargel, Artischole, Schlagsahne, Biskuitchen — wann kann der Deutsche mit einem Durchschnittseinkommen sich das leisten? Hier ist es keine Ausnahme.

Das Gebräde in den meisten australischen Familien, das ist eine eigene Sache. Stände man hier nicht wieder kurz vor den Wahlen, wäre nicht die wirtschaftliche Krise — wo bliebe ein Thema der Unterhaltung? Aber selbst über politische Dinge wird anders gesprochen als bei uns: ohne Erregung, ohne tiefere Anteilnahme. Man jagt wohl „wirtschaftliche Depression“, „unbegreifliche Arbeitslosigkeit“, aber es berührt die Unberechneten nicht so wie bei uns. Er lebt froh in den Tag, unbedenklich von Gegenwartsfragen; erst redt nicht von der Zukunft.

Das Geisitz, nordwärts von Speletereien gereinigt, wird in die Kofferchen verpackt. Eine Bierflasche voll kostbaren Wassers wird nur zum Lassenhütern (Nachmittagsstee) und einem gemeinamen Sändigewaschen benutzt. Vier paar Hände untereinander: die oberste schüttet ein bißchen Wasser aus; es rinnt zu zwei, drei und vier. Noch etliche Tropfen nach — die Toilette ist beendet.

Dann auf der Fahrt heimwärts — durch „üppige“ Weiden; Röhre grasen, kleine Schaafherden — wird wieder gerastet. Seinen Nachmittagsstee läßt der Australier sich nicht entgehen. Abermals wird heißes Wasser gekaut. Hier, an der Landstraße — in einer Bretterbude, wo noch Früchte und Süßigkeiten festgehalten werden — ist es leuzerer: ein Liter 9 Pence (75 Pfennig).

Selbst am Sonntag, da kein Dufineh ruft, hat der Australier nicht Zeit, nicht Ruhe, um eine Mahlzeit langsam zu genießen. Sie schütten den Tee hinunter wie werttags zwischen 17 und 18 Uhr die Whiffls. Sie stehen in den Saloon Bars schon einseitig bereit, damit ja keine Zeit verloren geht. Denn nach 18 Uhr ist jeder Alkoholabschank strikte verboten. Teil-Prohibition, in jedem Staat anders geregelt.

Tauende Autos lehrten heim, nach Sonnenuntergang, gleich dem untern. Von allen Seiten kamen sie aus der Weite dieses Kontinents; fuhren still, ganz ohne Getöse, in die dreißig Vorstädte, die hügelan um den schönen Hafen lagen.

Wie ich in die Gite, die Innenstadt komme, liegt sie tot, verlassen. Kein Kino, kein Theater darf am Sonntag spielen. Die meisten Restaurants bleiben geschlossen; nur einzelne öffnen mitlaas und abends für zwei Stunden (die Inhaber sind Italiener oder Griechen). Der Straßenbahnverkehr ist reduziert. Selbst die großen Hotels (haben an Elektrizität; wo wertlaas zwanzig Bogenlampen die Front beleuchten, brennen Sonntags nur zwei. Wirkliche Sonntagsruhe.

Aber kaum schlägt es vom hohen Turm des General Post Office Mitternacht — ist tatsächlich Werttag; beginnen die Heberleedampfer im nahen Hafen zu tuen, antworten die Schlepper. Beginnen in dem Haus neben mir die Krane und Loren zu raseln, Räder und Schaufeln zu klirren; die Erdarbeiter find angetreten, das Kestergeschoß für einen neuen Wolkenträger auszubeden. Und erst jeden Morgen um sechs erfolgt die erste Sprengung; wirkt mich aus dem Schlaf, weckt Erinnerung an Flanbern. Aber die Männer da unten in der Tiefe, sechs Stochwerke unter mir, pressen nur den felsigen Boden Sodnens: einen Splitter von der australischen Erde — dem ältesten Gestein der Welt.

Montag, das heißt: eine neue vierzig-Stunden-Arbeitswoche.

Welt und Wissen

Auf den Spuren des amerikanischen Boreitmenschen. Die Uremohner des nordamerikanischen Südwestens kamen, nach den neueren Forschungen des Colorado-Museums für Urgeschichte in Denver, vom oberen Cimarron-Tal im nordwestlichen Neu-Mexiko und westlichen Oklahoma. In Kieselsteinen des Holston-Steinbruchs sieht man auf ihre Spuren; Vansensteinen eines besonderen Typs und Tierknochen, vor allem von Bisons. Weibliche, aber reichere Funde wurden östlich von Katon in Neu-Mexiko gemacht. In einer von drei ausgegrabenen Schichten fand man das Skelett einer Frau; es gleicht dem protonegroiden Typ von Dixon, der in den meisten Schichten dieser prähistorischen Periode vorkommt. Ebenfalls förderten Ausgrabungen südöstlich von Katon in Oklahoma Reste primitiver Kulturen auf. Hier fand man neben den üblichen Steinwerkzeugen aus Quarz Heberleere von hölzernen Werkzeugen, Teile von Flechtarbeiten, Bogenböden, Korndären von einer rötlich braunen, in Top und Größe sehr primitiven Getreideart, drei runde Kuchen aus Mais, weide Frauen und Klische. Die verschiedenen Schichten zeigen deutlich den Verlauf der Entwicklung; die unteren gehören einer Periode an, während der das Cimarron-Tal nur zeitweise von den nomadischen Jägern besucht wurde, die oberen liefern Beweise für beginnende Gesellschaft und damit verbundenen stärkeren Verbrauch von Pflanzennahrung.

Das Geheimnis der siebenten Dase. Ein neuer Versuch, das Geheimnis der siebenten Dase J a r z u a, zu lüften, wird demnächst von dem ungarischen Forscher Zoltan W i m a s s y gemeinlich mit dem englischen Kapitän G. H. M a l i n unternommen werden. Nach einer alten Heberlieferung liegen in der tibetischen Wüste sieben Dolan verborgen. Bünf davon sind von militärischen Expeditionen erschlossen worden, und vor einigen Jahren gelang es Almalo, auch die sechste Dase aufzufinden. Aber die Entdeckung von Jarsura ist bisher trotz wiederholter Versuche, die von englischen, französischen und italienischen Expeditionen unternommen wurden, nicht gelungen. Man nimmt an, daß die Senuffi, die vor dem Kriege den Bornosen der Großmächte viel zu schaffen gemacht haben, aus dieser Dase gekommen sind. Almalo will nun jene Gegend der Wüste, in der man die unentdeckte Dase vermutet, in Flügen von zehn Kilometer Abstand überfliegen; denn man glaubt, daß Jarsura zwischen den Sandhügeln und -tälern so versteckt eingebettet liegt, daß eine einzige Heberauerung zu ihrer Entdeckung nicht genügen würde. Kapitän Malin will mit einer Autoexpedition dieses Fluunternehmen beateien.

Tropische Pflanzenwelt auf den Güterbahnhöfen. Eine botanisch-wissenschaftliche Untersuchung der Umgebung der Güterbahnhöfe des rheinisch-westfälischen Industriegebietes hat 672 verschiedene tropische und subtropische Gewächse ergeben, die mit Warenentladungen eingeschleppt und in der Umgegend sich eingebürgert haben. Besondere Klettennamen südamerikanischer, südamerikanischer und australischer Pflanzen haben Wurzel gefaßt; die aller Voraussetzt nach mit Bollentendungen eingeführt worden sind. Andere Pflanzen stammen aus Kaealutterentladungen, und mit Riesmischeln sind Salz- und Strandpflanzen eingeführt worden. Eine Reihe Gewächse aus den südlichen Mittelmeergebieten sind mit Fruchttransporten in die Umgegend der Güterbahnhöfe gelangt.